

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 37 (1955)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Redaktion: Frau El. Studer-v. Gommens, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69
Inserten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 20 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der inserierten. Inseratenschluß Montag abend

Splitter

El. St. Es ist allerlei los in der grossen Welt und in der kleinen Eidgenossenschaft.

In Frankreich ist wieder einmal eine Regierung nach der üblichen maximalen Lebensdauer von nicht ganz 8 Monaten gestürzt worden. Der «persönliche Stil» des temperamentvollen Ministerpräsidenten Mendès-France passte der Mehrheit der Nationalversammlung nicht, und deshalb musste Nordafrika, das Missfallen am Pariser Vertrag, kurzum seine ganze Politik zum Sturz herhalten. Es ist in Frankreich mehr noch als anderswo der Fall, dass die Gesamtheit starke Persönlichkeiten nicht mehr erträgt, weil diese nie und da doch noch den Mut aufbringen, für etwas bei der Masse Unpopuläres einzustehen.

Von Mendès-France war es aber jedenfalls eine grosse politische Unklugheit, vor der Lösung der grossen im Wurf liegenden Probleme die Alkoholfrage anzuschneiden. Von diesem Augenblick an sank sein Stern zusehends, denn bei den grossen Interessen, die diesem Sektor der französischen Volkswirtschaft und der französischen Lebensgewohnheiten verhaftet sind, hätte er so viel diplomatisches Fingerspitzengefühl haben sollen, damit zu warten, bis die andern Probleme befriedigend gelöst gewesen wären.

Nun ist Frankreich wieder einmal mehr «der kranke Mann» Europas, wie soll er gesunden können, wenn er seit dem Zweiten Weltkrieg ständig von einem Spezialisten zum andern überwechseln, jetzt zum 21. Mal. Diese Zustände in der «belle et douce France» machen sie nachgerade zu einer Gefahr für Europa.

Bei uns ist die Diskussion um die Initiative Chaval betreffend Herabsetzung der Militärausgaben im Bundesrat im Gange. Es ist zu hoffen, dass sie vor das Volk kommen wird, damit diesen Gelegenheit gegeben werde, deutlich seinen Willen zu äussern mit den nötigen Mitteln versehen Landesverteidigung zu dokumentieren. So viel Vertrauen sollte man nach zwei Weltkriegen in unsere Männerwelt doch noch aufbringen dürfen. Womit ja natürlich nicht gesagt sein soll, dass nicht auch in diesem Departement einige Einsparungen möglich sein sollten, die nicht sofort eine Schwächung der Wehrkraft bedeuten müssten.

Ueber die Angaben des Lebenskosten-Indexes wird oft gelächelt. Dass sie statistisch sicher einwandfrei sind, bezweifelt niemand — aber de facto wird das Leben doch anhaltend teurer. Wenn die Eier ein paar Rappen billiger werden, so befindet sich dafür der Preis für ein ganz communes weisses Fadenspieli — trotz Ausverkauf-Rabatt auf der fantastischen Höhe von Franken 1.05 — wozu nach den Ausverkäufen wieder weitere 10 Rappen kommen werden. Und das ganz simple Haarschneiden auf einem Bubikopf kostet von einem Tag auf den andern einen halben Franken mehr, warum? Das sind alles so kleine Dinglein, die sich für alle diejenigen Kreise, die sie nicht wieder auf andere abladen können, langsam zu Summen zusammenschlagen, die fühlbar werden, und das skeptische Lächeln über ein sanftes Sinken des sogenannten Index rechtfertigen.

Vom Fleisch gar nicht zu reden —! Die Angst vor einem Käuferstreik liess jedenfalls aus Interessenskreisen verschiedene Artikel über die Inopportunität eines solchen durch die Zeitungen schwirren, welche die Hausfrauen davon abzuhalten bestimmt waren. Und doch gibt es nur das — mindestens 14 Tage lang hintereinander. Man würde nicht Hungers sterben. Im ersten Weltkrieg verfügte das damalige Ernährungsamt unter zwei Malen eine zweiwöchige Fleischlosigkeit. Wenn auch einige Ego-

isten sich — wie damals — vorher mit Schinken und Speck eindecken würden — che fá? Die grosse Mehrzahl der Haushaltungen kann sich solches nicht leisten; etwas «noch weniger» Fleisch würde niemand zu Tode hungern lassen und vielleicht doch — auch für andere Sektoren unseres wirtschaftlichen Lebens — den Beweis erbringen, dass der Konsument auch eine Macht sein könnte, wenn er dieselbe Solidarität aufzubringen im Stande wäre wie die führenden Wirtschaftskreise.

Dass man sich mit solchen ketzerischen Vorschlägen nicht beliebt macht, ist klar. Aber man lernt auch solches in Anmut tragen, wenn man das Gefühl hat, dass man ja nicht für sich selber, sondern für alle diejenigen einsteht, die es nötig haben, dass man sich für sie einsetzt.

Eine, jedenfalls heftigste Proteste erregende Neuerung gedenkt die PTT mit dem Verbot von Visitenkarten unter einem Format von 10 auf 7 Zentimeter einzuführen. Auch eine

Verteuerung des Indexes für weite Kreise: teure Karten, grössere Enveloppen und vielerorts Anschaffung neuer Kupferplatten, welche die PTT sicher nicht zu ihren Lasten nehmen wird. Ueber die Erhöhung der Radiotaxen wird auch geschimpft, um so mehr als: «man merkt die Absicht und man ist verstümmt» — denn dass auf diese Weise das bis heute in weitesten Kreisen gottlob höchst unpopuläre Fernsehen gelte werden soll, das doch nur einem kleinen Kreis «Vermögenden» zu Gute kommt — das will vielen Hirtenknaben und Hirtenmädchen verfügbar noch nicht so ohne weiteres in ihre vernünftigen Schweizerköpfe.

Diese Neuerung geht allerdings auf eine internationale Vereinbarung zurück — aber warum muss alles international geregelt und schablonisiert werden, stets auf Kosten alter Gewohnheiten?

Ja, ja, es gibt Sachen — aber warum schimpfen wir immer und schlucken trotzdem alles? Doch nur, weil wir zu satt, zu bequem geworden sind, uns für irgend etwas noch richtig und solidarisch einzusetzen — es ist so viel bequamer, alles einfach schütteln zu lassen, als sich für etwas ein wenig aufzuregen und unbeliebt zu machen!

Meine Erfahrungen in 23 Jahren Bürgerschaftstätigkeit

Referat von Fräulein Anna Martin an der Generalversammlung der SAFFA am 30. Oktober 1954 in Luzern

II

Mit der Verbürgung allein, das stellten wir schon bald fest, war in vielen Fällen nicht geholfen. Wir mussten den Frauen auch sonst an die Hand gehen. Ich erinnere mich an eine Dame der guten Gesellschaft. Ihr Mann hatte sie verlassen und sie übernahm eine gute Corsetverfertigung. Aber ihrer Lebtag hatte sie noch kein kaufmännisches Briefchen geschrieben. So kam sie denn jeweils am Morgen vor Arbeitsbeginn zu mir und ich diktierte ihr ihre Briefe, bis sie sich selbständig genug fühlte, um sie nun allein zu schreiben. Da war die Witwe eines Milchhändlers, Lehrerin von Beruf. Der Mann war nach jahrelangem Leiden gestorben und die Frau hatte das kleine Geschäft, so gut sie es verstand, geführt, war aber durch die Belastung mit dem kranken Mann und mit 5 schulpflichtigen Kindern einfach nicht imstande gewesen allem gerecht zu werden. Grosse Schulden waren bei einem Verband und einem ihrer Hauptlieferanten angewachsen. Der Betrieb stand vor dem Ruin. Hier haben wir nun zum ersten Mal gesehen, was sich auch in späteren Jahren erwies, dass auf die Fürsprache der SAFFA hin und die Gewissheit, dass wir die Kontrolle übernehmen würden, die Gläubiger immer viel eher zu Entgegenkommen bereit waren, als wenn die betreffende Frau, die ja oft auch das richtige Vorgehen nicht kannte, selber um Nachlass bat. Ich denke an jene alte Inhaberin eines Textilwarengeschäftes. Sie hatte jahrelang von einer grossen Strumpffabrik eine besonders gute Marke Strümpfe bezogen. Bezahlt hatte sie ihre Rechnungen immer, wenn manchmal auch etwas langsam. So war denn der Fabrik die Geduld ausgegangen und sie weigerte sich, ihr weiter zu liefern. Auf unsere Intervention hin kam die Sache wieder in Gang. In solcher Weise haben wir im Laufe des Jahres viele Schwierigkeiten, mit denen sich die Frauen abplagten, aus dem Wege räumen oder tragbar machen können, oft ohne dass es überhaupt zu einer Verbürgung kam. Die Hilfe, die wir so gewähren konnten, lässt sich in Zahlen gar nicht ausdrücken. Aus unendlichen Beispielen will ich noch zwei herausgreifen, die zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Frauen im Geschäftsleben manchmal zu rechnen haben und wie nötig es sein kann,

dass dann eine neutrale Institution hinter ihnen steht.

Die Bestizern eines gutgehenden alkoholfreien Restaurants hatte sich in späteren Jahren noch mit einem Mann verlobt, der — wie sie erst nachträglich erfuhr — eine Strafe wegen einer Betrugsache abtun musste. Um ihn nicht fallen zu lassen, heiratete sie ihn nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnis, nahm ihn in ihren Betrieb auf, wo er unter ihrer Anleitung das Kochen lernte und später sogar das Kochelexamen absolvierte. Als das schon jahrelang innegehabte Patent zur Führung ihres Betriebes wegen der Namensänderung geändert werden musste, wurde es ihr plötzlich verweigert, weil nach Polizeiverordnung das betreffende Stadt nicht nur der Inhaber des Betriebes, sondern auch die mitarbeitenden Familienangehörigen in bürgerlichen Rechten stehen und sich eines guten Leumundes erfreuen mussten. In einem andern Betrieb durfte der Mann, der so sehr noch ihre Anleitung und Kontrolle nötig hatte, wohl arbeiten, nur nicht bei ihr! Schlimmer noch, sie sollte das Geschäft verkaufen und sich mit einer Wohnung und maximal fünf Pensionären begnügen, wozu dann kein Patent nötig gewesen wäre, was ihr aber auch nicht genügend eingebracht hätte. Ihre ganz seit Jahren durch fleissige Arbeit aufgebaute Existenz war bedroht. Durch eine Eingabe an die betreffende Polizeidirektion, die wir von der Schutzaufricht für Straftatensachen unterstützen liessen, gelang es nach bange Wochen für die betreffende Frau die Stierung des Beschlusses zu erwirken und ihr wenigstens provisorisch das Patent wieder zu sichern. Sie musste freilich versprechen, dass sie innerhalb Jahresfrist sämtliche Verluste des Ehemannes aus einem früheren Geschäft einlösen würde. Wäre man wohl im umgekehrten Fall, das heisst wenn es sich um einen männlichen Patentinhaber gehandelt hätte, ebenfalls so rigoros vorgegangen? Wir glauben es nicht, weil man sich die mitarbeitende Ehefrau sicher nicht so genau angesehen hätte, wie den Mann.

Hier kommt mir auch die Geschichte mit dem Pelzmantel in den Sinn: Eine Frau, der wir geholfen hatten ein Verlagsrecht aus dem Konkurs ihres

geschiedenen Mannes zu retten und die mit diesem Verlag sich selbst, ihre alte Mutter und zwei Kinder durchbrachte, bekam plötzlich die Nachricht, dass die Behörde, die ihr die Konzession zu diesem Verlag erteilt hatte, nun selber eine ähnliche Publikation herausgeben wolle und ihr die Erlaubnis nicht mehr erteile. Da ihre Verhandlungen zu nichts führten, bat sie uns, doch noch ein gutes Wort für sie einzulegen. Der Beamte, mit dem ich sprach, war höflich, aber abweisend. Auf meinen Hinweis, dass dieser nicht mehr jungen Frau doch nicht die Verdienstmöglichkeit genommen werden sollte, die sie sich da mit viel Mühe aufgebaut hatte und dass man ihren Verlag ruhig neben der offiziellen Publikation bestehen lassen könnte, sie müsste sich dann eben mit dieser Konkurrenz abfinden, sagte er plötzlich: «Sie kommt übrigens immer in einem Pelzmantel daher, also kann es ihr nicht so schlecht gehen. Ich habe es noch nie vermocht, meiner Frau einen Pelzmantel zu kaufen!» Da hatten wir die berühmte Objektivität im Urteil der Männer! Ich konnte ihn beruhigen; der Mantel war schon viele Jahre alt, gekauft, als der Mann noch gut verdiente, und Frau B. trug ihn, weil sie ihn keinen andern zu kaufen vermochte. Die Konzession wurde daraufhin wieder erteilt und ich bat Frau B., in künftigen Verhandlungen doch ja ihren Pelzmantel zu Hause zu lassen. Wann wäre je ein Mann in ähnlicher Lage nach seinem Mantel beurteilt worden? Ein Ausnahmefall — gewiss —, trotzdem ich ähnliches später noch einmal erlebte, aber symptomatisch für die ganz verschiedene Beurteilung, die die Frau in ihrem Erwerbsleben manchmal zu gewärtigen hat und für die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, wie sie der Mann überhaupt nie kennt.

Weil ich nun gerade von Männern rede, so muss ich, so leid es mir tut, auch die negative Rolle erwähnen, die sie bei den Frauen, mit denen wir zu tun hatten, so oft spielten. Da war der zweite Mann einer tüchtigen Schneiderin. Er hatte sein gutes Einkommen als Mineur, aber er konnte es nicht ertragen, dass sie aus der Erbschaft ihres ersten Mannes das Haus, in dem sie wohnten, liess, während sein Name nirgends als Hausbesitzer eingetragen war. Um den Unfrieden, der da in ihre Ehe eingetreten war, aus dem Wege zu gehen, musste sie schliesslich einwilligen, dass das Haus auch auf seinen Namen übertragen wurde, obschon das ziemliche Kosten verursachte und sie mit ihren Zahlungen schwer in Rückstand brachte. — Da war der Bäcker in einem Bergdorf. Seine Frau schlug sich und ihre sechs Kinder mühsam mit einem kleinen Spezialeiden durch, das Brot, das sie ihren Kunden verkaufte, musste sie jedoch von einem andern Bäcker beziehen, weil ihr Mann, der nachweisbar das beste Brot des Dorfes lieferte, nicht dazu zu bringen war, es in seiner eigenen Backstube herzustellen. Andere fuhren im Geschäft der Frau zu grosszügig drein und ruinierten dadurch den Betrieb oder verbrauchten die Einnahmen für ihre eigenen Zwecke und untergruben damit die solide finanzielle Basis. Um der Gerechtigkeit willen müssen wir aber auch sagen, dass wir auch gute Erfahrungen mit Ehemännern gemacht haben. So fand ich den Welschweizer rührend, der mir sagte, dass er nicht einer der Männer sei, die verlangten, dass die Pantoffeln immer warm seien, wenn er nach Hause komme. Er meinte damit, dass er wohl verstehe, wenn seine Frau nun in erster Linie ihrem Atelier vorstehe und im Haushalt hin und wieder etwas daneben gehe. Und ein- oder zweimal konstatierten wir auch, dass in ein etwas amateurhaft betriebenes und deshalb nicht genügend rentierendes Geschäft Ordnung kam, als der Ehemann sich darin zu betätigen anfang. Aber ganz allgemein sehen wir es auf Grund unserer Erfahrungen lieber, wenn die Frau das Geschäft

Am Wäbsteuhl

E Meister, gross und unbekannt,
de het is d'Läbesfäde gespannt,
und het is gheisse wäbe.
Mer wäbe hi und wäbe her,
bald goht's is ring, und bald au schwer,
dann fahre mer dernäbe.
Bald simmer grad im grosse Schuss —
do risst der Fäde — 's git Verdruss,
und mir müend wider chnüpfe...
Es sett kei Wäbernäschtli geh!
Mer wänd is flissig zämenhe
und ordli d'Stange lüpe.
Und wämmer helli Fäde dry?
Säg, dörfst's nit du dunkli sy?
Was tuet dir besser gälte?
Nur helli? nei! i glaub 's war schäd;
denn helli uf hell, das wird blos fad.
Drum näme mer vo alle!
Mer wäbe bis der Fäde loht,
und euse Wäbsteuhl stille stoht,
weisch, a der grosse Wändi...
Wird euse Tuech dänn grote sy?
Der Meister leit sis Urteil dry...
Und mir sind dänn am Aendi.

M. Lejeune-Jehle

Zu einem Geburtstag

In Genf. Im Februar 1935. In einem alten Haus am Place du Molard. Zum erstenmal war der Abend so milde, dass man ihn durchs Fenster treten lassen durfte. Als seine Gaben brachte er das Lied der Amseln von irgendwelchen Giebeln hernieder, den Duft fern und doch schon nahen Frühlings in den Raum.
«Sieh», rief meine welsche Freundin, «wie herrlich der Himmel ist! Die Wolken ziehen, und dazwischen ist eine Bläue, feucht und glänzend wie Metall!»
Aber... ich hörte nichts, nichts. Ich war vertieft, versunken in ein Buch. Ich las «Daphne Herbst». Es war von derselben Frau geschrieben, von der ich früher schon den Roman «Das Exemplar» gelesen hatte.
Grosser Aufbruch ins Land des Lebens, wechselvolle Wanderung, buntes, beglückendes, aber auch qualvoll schmerzhaftes Reisen durch Wüsteneien, zu Quellen, im Gebirge der Einsamkeit, durch Zeiten der Irrung, durch Dunkelheiten; dann wieder: helter und beglänzt Lichtes, Frohes, Verheissungsvolles... dichterisch, bewegt und bewegend alles dargestellt und erzählt... so, als sässe sie, deren Feder gleichzeitig wie eine Ritzung in Glas so klar und musikalisch war, da im frühen Februarabend im Genfer Patrizierhaus, und man hörte ihr zu, stundenlang, gefesselt, entrückt, hineingenommen in ihr Leben...

«Die Dame», sagte abends am Tisch der schmale Herr aus Leipzig, der erwartet worden war, ein Rekonvaleszent, auf der Durchreise nach Montana befindlich, wo er eine längere Erholungskur zu machen gedachte, feiert heute Geburtstag...»

«Welche Dame?», wollte Viviane wissen, nachdem sie eben geklagt hatte, dass ich leider, anstatt mit ihr auszugehen, unrettbar in ein Buch hineingefallen und an dasselbe verloren sei.

«Nun», sagte der Buchhändler, und sein mattes Gesicht belebte sich schön und schloss sich zu sehend auf, «Die Dame, die das Buch geschrieben...»

«Annette Kolb?»

«Gewiss. Sie ist heute sechzig Jahre alt geworden. Sie ist eine der grössten Dichterinnen, eine Kennerin, eine Könnlerin, eine Künstlerin der Sprache und mehr sie ist...», und dann hielt uns der Gast eine Vorlesung über die Dichterin Annette Kolb, diese «Deutsch-Französin», wie sie, die in München geborene und dort selbst aufgewachsene Tochter eines Münchner Architekten und einer Pariserin, sich selbst zu bezeichnen pflegte. Eine «Bürgerin Europas» nannte er sie, die später ein Opfer jenes Krieges werden sollte, den sie, die Intuitive, Ahnende, bang heraufdunkeln sah und vor allen andern, und eine in manchem Land und mancher Stadt Beheimatete hiess er sie. «Das Leben liegend, Erfahrungen sammelnd, begabt über sich selbst zu lachen und zu lachen, als Mensch göttig, weit, beherzt, eine «Trägerin der Fanfare des Muts zu sein, ver-

schraben den hohen und gestrengen Gesetzen der Kunst in deren gütigster Prägung, dabei unabhängig, in keine Konvention in irgendwelcher Weise sich jemals zwingen lassend. Dies im Wissen um alle sich daraus ergebenden Konsequenzen, die Verantwortung tragend bis ins letzte.

Später haben wir dann den dritten Roman «Die Schaukel» gelesen, die Monographien «König Ludwig II und Richard Wagner», «Mozart», «Schubert», «Katharina von Siena», das zauberhafte, am Vorabend der schwarzen Katastrophe, 1939, erschienene Büchlein «Glückliche Reise» und das «Beswerdebuch». So gibt es heute, an ihrem 80. Geburtstag, immer noch, aus der Fülle ihres Werkes, Bücher und Bände, deren Genuss uns wie die Reise in ein enträumtes und ersehntes Land bevorstelt. Wir müssen, so wird uns gesagt, und wir wussten längst darum, die italienischen Novellen «Spitzbögen» noch lesen, den Essai-Band «Kleine Fanfare» und die eben im S. Fischer-Verlag erschienenen «Blätter in den Wind», Albumblätter, kostbar Eigenstes einer grossartig subtilen Kunst der gepflegten Feder, wobei «München im Glück», das München von damals, die Stadt der Jugend, fröhliche Urständ feiert. (Als Hitler an die Macht kam, emigrierte die Dichterin nach Frankreich und lebt heute meistens in Paris.)

Weit und hoch spannt sich der Bogen des gestalteten Werks von den ergreifend zarten Erinnerungen der Klosterschülerin im Tirol zu den hinreissend gewichtigen Bänden, in welchen sich die Autorin mit den Werten und Unwerten der Zeiten auseinandersetzt.

Frau M. Lejeune-Jehle zum 70. Geburtstag

am 12. Februar 1955

Liebe Frau Lejeune!

Ich weiss, Sie gehören auch zu denen, die es für selbstverständlich halten, dass man seine Gaben, seine Kräfte überall da einsetzt, wo sie Nützliches, Gutes und Liebes wirken können. Wie stark dieser Dreiklang Ihr ganzes Leben und Wirken bestimmt hat, wissen alle diejenigen am besten, welche mit Ihnen gemeinsam an jenem Pfluge stehen durften, mit dem Sie aus dem harten Boden der letzten Jahrzehnte Welt- und Menschheitsgeschichte doch noch Früchte der Liebe und Güte zu ernten hofften.

Aber diese Mitarbeiter fürchteten sich offenbar vor dem Unwillen Ihrer bekannten Bescheidenheit, wenn sie, auch nur in unserem bescheidenen Frauenblatt, etwas vom Reichtum Ihres Lebens und Wirkens verlauten lassen würden. Und so kommt es, dass heute eine Frau, die nie die Freude hatte mit Ihnen gemeinsam in einer Arbeit zu stehen, sich Ihnen aber im gemeinsamen Suchen und Wollen tief verbunden wusste, im Namen vieler, vieler Frauen, Männer und Kinder, Ihnen trotz eines offener ergangenen, nicht bis zu ihr durchgegangenen Votos, das von ihr nun einfach ignoriert wird, ein aus tiefstem Herzen kommendes «Danke, und vergelt's Gott» zu sagen wagt.

Es müssen tiefe Quellen geistiger und seelischer Kräfte sein, aus denen Sie immer wieder schöpfen konnten, um leisten zu können, was Sie geleistet haben. Fast 10 Jahre lang Lehrerin auf dem Lande, in der Vaterstadt Rheinfelden, in Baden; Verfasserin einer argaustischen Bibel im Auftrag der Aargauischen Erziehungsdirektion sowie des Lesebuchs für die 2. Klasse. Wieviel Herzenswärme müssen in

jenen Jahren Ihre Zöglinge empfangen haben, von jener Herzenswärme, die Sie während des Ersten Weltkrieges als Pflegerin in ein Kriegsgefangenenlager nach Oesterreich führte und die Sie nachher als Arztfrau und Familienmutter in Kolliken zum guten Engel aller an Leib oder Seele Leidenden machte: diese spontane, auf jeden überspringende Herzenswärme, deren es viel zu wenig gibt in unserem Zusammenleben, und die auch aus allen ihren dichterischen und künstlerischen Arbeiten leuchtet, hell und beglückend.

Sie haben, liebes Geburtstagskind, ein selten reiches Leben leben dürfen — aber ist es nicht so, dass, je mehr ein Mensch selber dem Leben gibt, desto mehr es zurück. An diesen Zinsen wird keine Vermögenssteuer abgezogen, immer grösser, immer reicher wird das Kapital, aus dem dann jeder Segen zurückströmt als stets neue Quelle neuer Kräfte. Sie sehen, liebe Frau, wir machen keine Phrasen, wir zählen nicht Ihre Verdienste um einzelne Gebiete, um unsere, die Frauensache zum Beispiel speziell auf; aber wir möchten Ihnen vor allem danken dafür, dass Sie so waren, wie Sie sind: gültig, tapfer, treu, auch wo es oft nicht leicht gewesen sein mag. Wie alle, die in einem geistig-sittlichen Kampfe stehen, mögen Sie sich oft einsam oft unverstanden, oft aus Kleinlichkeit angegriffen fühlen haben. Heute sollen Sie an Ihrem «Siebzigsten» es aber fühlen, dass tausende Ihnen danken für Ihr so gelebtes Leben und nur eines wünschen, dass Ihre Kraft, Ihre Liebe, Ihr Sorgen um uns alle, uns noch lange erhalten bleibe.

Stets Ihre alte El. Studer

allein führen kann, wir werden immer etwas miss-trauisch, wenn der Ehegatte während den Unterredungen mit uns das grosse Wort führt, so dass wir dann schliesslich sagen müssen: «Würden Sie jetzt einen Moment still sein, damit wir mit Ihrer Frau reden können, denn wir möchten vor allem wissen, was sie denkt und sagt!»

Nach unsern Statuten konnten wir uns für private Notlagen nicht verbürgern, und doch waren es, besonders am Anfang, vielfach auch solche Fälle, die an uns gelangten. Ich denke immer mit besonderer Sympathie an die kleine, unscheinbare Frau vom Lande, die uns in den ersten Monaten um Rat ersuchte. Ihr Mann, ein Klein-gewerbetreibender, hatte Konkurs gemacht und sie wäre ihm mit dem Rest ihres Frauenvermögens gerne zum Wiederaufbau einer Existenz behilflich gewesen. Die Vormundschaftsbehörde des Dorfes hatte jedoch im Namen der Kinder, denen das Vermögen der Mutter erhalten bleiben sollte, Einspruch dagegen erhoben. Da sass nun die einfache Frau vor mir und liess mich das Beschlussprotokoll der Vormundschaft des Dorfes, das sie mit un-gelenker Schrift in ein Schulteil abgeschrieben hatte, lesen. Ein langes unständliches Schriftstück — sie hatte sicher den ganzen Sonntag gebraucht um es abzuschreiben und jedes Wort hatte ihr weh getan. — Ich war dort angelangt, wo es hiess, dass der Mann mit neuem Geld nur «weiterwursteln» würde. Sie wusste genau wo das Wort stand, denn von der andern Seite des Pultes sagte sie ruhig: «Das stimmt dann nicht, was hier steht. Er ist reich und kann nichts dafür, dass es so gegangen ist.» Ein Problem, das wir später noch öfters getroffen

haben: was war wichtiger, den Kindern für die Zukunft das Geld der Mutter zu sichern, oder es freige-ben, damit die Familie in der Gegenwart wieder Boden unter den Füßen fand? Dass die verheiratete Frau nicht einmal über ihr Frauengut, ihr eigenes Vermögen frei verfügen kann, schien mir damals widersinnig. Seither habe ich einsehen müssen, dass die Zurückhaltung der Vormund-schaftsbehörden in manchem Fall berechtigt und zum Vorteil der Familie ist.

Ein anderes Problem, auf das wir bei unsern Beratungsfällen stossen, betraf die privaten Darlehensgeber. Jene wohlbekannten Firmen, die Festbesoldigten gegen Zinsen Geld leihen, die 24, 36 Prozent und auch mehr ausmachen. Ihnen beizukommen ist sehr schwer, weil der Wucherparagraf unseres Gesetzes nur dort gilt, wo ein Geldgeber die Notlage eines andern ausnützend, einen höhern Zins verlangt, als das mit dem betreffenden Darlehen verbundene Risiko erfordert würde. Durch hartnäckiges Verhandeln, manchmal mit Hilfe der Eidgenössischen Bankkommission, ist es uns aber hin und wieder gelungen, eine Frau aus den Fängen solcher Firmen zu befreien. — In ähnlicher Weise trafen wir auch immer auf die nachteiligen Folgen des Abzahlungsgeschäftes. Auf unsere Bitte fand sich die Schweizerische Volksbank bereit, zum vermehrten Saure unserer jungen Leute durch Herausgabe des reizenden Aus-stausersparhefts beizutragen. Der von uns ausgearbeitete Prospekt wird immer wieder von Haushaltungsschulen verlangt, weil er so gute Anleitung zur Aufstellung von Aussteuer-Budgets enthält. —

(Schluss folgt)

529 Kilo-Hertz — zu teuer bezahlt!

(R.) Der Protest der Radiöhörer gegen die beschlossene Erhöhung der Hörgebühr um 30 Prozent liess an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig. Die Hörer haben guten Grund zu protestieren: Es besteht der bis heute nicht widerlegte Verdacht, dass die SRG (Schweizerische Rundfunkgesellschaft) nach bewährtem Prinzip Gebühren auf Vorrat einkassieren will. Für den vorgesehenen Ausbau des Ultrakurzwellennetzes und die Einführung eines zweiten Programmes sind sicher neue Mittel nötig, doch hat die SRG im Dezember vorigen Jahres selbst zugegeben, sie hätte zusätzliche Einnahmen erst ab 1956 nötig, da im laufenden Jahre durch die Zunahme der Abonnenten-zahl allein schon ca. eine Million Franken mehr einge-gangen werde. —

Es ist sehr zu wünschen, dass das Problem Radio und Fernsehen in der nächsten Session der Bundesversammlung einmal gründlich zur Sprache kommt. Der zahlende Radiokonsument muss sich

endlich für eine angemessene Berücksichtigung seiner Interessen einsetzen. Es gilt, den verantwortlichen Herren klarzumachen, dass der Radiöhörer nicht nur bei der Gebührenssetzung, sondern auch bei der Programmzusammensetzung ein entscheidendes Wort mitzureden hat. Das sogenannte «Radioparlament», welches für die Gebührenerhöhung verantwortlich zeichnet, ist eine demokratische Farce, denn welcher jener Herren, die für die Hörschaft verantwortlich zeichnen, wäre je auf wirklich demokratischem Wege für seinen Posten gewählt worden? Oder haben die Hörer je etwas mitzureden gehabt bei der Zusammenstellung der 11köpfigen Programmkommission? — Auch die Selbstherrlichkeit einzelner Radiostudios muss endlich beschnitten werden, denn an ihr scheitert regelmässig eine vernünftige Zusammenarbeit bei der Programmauswahl. Die wöchentlichen Sendezettel für die verschiedenen Programmteile (erste Musik, Unterhaltung usw.) mögen im allgemeinen den

Rüme, wie wir sie bei den Trattorien des Südens immer wieder antreffen. Die Tischen sind mit dwinkellockiger Piccolo, — ein Knabe noch, klein, zart, rührend pfiffig und dienstbeflissen — zur Stelle und befasst sich mit uns. In der Mitte des Lokals, einen bequemen Lehnstuhl bewohnend, sitzt eine unbotmässige korpolente Dame in den Fünfziger-Jahren an der Kasse, die sie nicht nur, wenn sie stiftet, mit melodischem Klingeln besetzt, sondern jedesmal, wenn bezahlt wird, entspinnt sich zwischen Kassierin und Kunde ein von Kichern und Lachen durchdrungenes gemüthliches Geplauder, «una chiaccherata», ein Gackeger, wie die Italiener dies nennen, so dass man beinahe nicht mehr hört, wie im Hintergrund, in einem andern, nicht sichtbaren, doch erhabenen Raum, — in der Küche wohl, — die Schlacht der Kasserolen tobt, die Bestecke rasseln und die Teller klappern. Von dorthin kommen auch immer wieder die geschmeidigen Kellner angeschwärt, das Tüchlein überm Arm, die Platten in der Beuge des Ellbogens balancierend, lustige, lachelnde, lebenswüthige Jongleure. Aus der langen Liste, die uns der kleine Schwarzlockige, der natürlich Angelo heisst, als Menü-Karte vorlegt, haben wir wieder den beliebtesten Risotto mit scaloppine di vitello und der so frisch verlockend aussehende insalata verde gewählt, die wir uns übriges selbst zubereiten dürfen mit dem Oel des Landes, den herrlichen Zitronen à notre disposition. Einstweilen aber warten wir noch ein wenig, bis uns der in der Farbe zartgoldene, duftende Risotto auf den Tisch gebracht wird, und nun erst entdecken wir, in welcher originelle Gaststätte wir hier

Bedürfnissen entsprechen, aber die Zerhackung durch die einzelnen Studios sorgt dafür, dass schliesslich kein Hörer richtig befriedigt werden kann. Jedes Studio bemüht sich, das ganze Sendeprogramm in einem Minimum an Zeit durch-zupacken, statt dass man sich in das Programm aufteilt. Als Resultat bekommt der Hörer ein Menü vorgesetzt, das alle zehn Minuten oder Viertelstunden wechselt. Man vergleiche das gedruckte schweizerische Radioprogramm mit solchen ausländischen Stationen; es ist etwa doppelt so lang, weil alle paar Minuten das Thema wech-selt — eine zweifelhafte Vielseitigkeit, die keinem ernsthaften Radiohörer dient. Schuld daran ist nur der fehlende Wille zur Zusammenarbeit bei den Studios.

Man möchte hoffen, die unnötige Erhöhung der Radiohörgebühren werde den Anlass geben, dem bisher oft nur zahnlos zu verweilen. Bei den konsumenten zu seinen Recht zu verhelfen. Bei den bestehenden Verhältnissen sind die 529 Kilo-Hertz des Landessenders heute schon zu teuer bezahlt! PKF.

Ueberstürzt!

In einer Debatte übers Frauenstimmrecht im neuen Wahlgesetz wurde der Vorschlag gemacht, nur den Frauen über 25 Jahren das aktive und passive Wahlrecht, und dies nur in Angelegenheiten der Schule, Kirche und Fürsorge zuzugestehen. Grund: würden Frauen schon vom 20. Altersjahr an «zugelassen», gäbe es circa 36 000 mehr stimmberechtigte Frauen als Männer im Kanton Zürich. Was man doch alles austüftelt! Nur, dass die Frauen endlich auch einmal mitreden wollen im Staate, weil alles Geschehen sie ebenso trifft und angeht wie die Männer, das will und will nicht begriffen werden. Es fällt in die Waagschale, dass 36 000 Frauen mehr stimmen würden als Männer. Nicht aber, dass 800 000 berufstätige steuerzahlende Frauen (in der Schweiz) überhaupt kein Stimmrecht besitzen! Und da wundern sich die Männer und nehmen es übel auf, wenn die Frauen um ihr Recht kämpfen. Um ihr Recht, jawohl. Obschon es in den diesbezüglichen Artikeln von Männerseite wimmelt von Worten wie: zulassen, zugestehen, ge-währen! Leben wir im Zeitalter der «Gnädigen Herren» und sind wir Frauen Untertanen? Man könnte es glauben.

36 000 Genfer Frauen stimmen «ja» für ihre Sache. 18 000 «nein» der Genfer Männerwelt standen dagegen, und das Stimm- und Wahlrecht wurde der Frau nicht «gewährt», nicht «zugestanden». Demokratie... Man kommt um den Eindruck nicht herum, dass die Männer sich offenbar sehr fürchten vor dem Frauenstimmrecht! Es wird auf die lange Bank geschoben mit der Begründung, solch weittragende Bestimmung könne und dürfe nicht überstürzt werden. Frage: Wie ist denn das, wenn eine gerechte Sache seit mehr als 30 Jahren nicht «überstürzt» wird? — «Die Frage des Frauen-Wahlrechtes ist aus dem Wahlgesetz vorläufig gestrichen worden!» So ist das! E.B.L.

Warum nicht Schweizer Blumen?

Schweizer Blumen, von einheimischen Gärtnern gezogene Pflanzen, die jetzt in Blüte stehen: Gibt es denn das, mitten im Winter? Dass dies tatsächlich der Fall ist, das beweisen die Zürcher Gärtnermeister, welche in diesen Tagen über 5000 Flieder-Primeln in einer Sonderaktion durch Vermittlung der Blumengeschäfte auf den Markt bringen. Alle diese Pflanzen, die hundertprozentige Schweizer Erzeugnisse sind — sogar deren Saatgut stammt von einem erfolgreichen Schweizer Züchter — werden mit dem Armbrust-Signet versehen sein. Man wird erkennen, dass unsere Gärtnerfachleute sehr wohl in der Lage sind, den Importblumen eine in bezug auf Preis, Haltbarkeit und Schönheit ebenbürtige Leistung in Form einer reizenden Topfpflanze gegenüber zu stellen.

Ähnliche Aktionen sind in Zürich schon mehrmals durchgeführt worden; es ist zu hoffen, dass auch diese nicht vereinzelt bleibe, sondern an anderen Orten und mit anderen Pflanzen und Blumen wiederholt werde. Die Zürcher Primelaktion ist ein Sonderfall. Weil es sich zeigte, dass bei den meisten Gärtner die Hauptblütezeit, bedingt durch die Witterung, viel früher und bei allen zu gleicher Zeit einsetzte, musste ohne Zeitverlust diese Sonderaktion organisiert werden. Wer Freude hat an diesen zarten, duftenden Frühlingsboten und ein sinniges Geschenk machen will, der wird überall in unseren Blumengeschäften und Gärtnereien solche Pflanzen eigener Anzucht finden und gerne ein Zeichen schweizerischer Meisterschaft erwerben.

geraten sind. Der proprietario des «Croce al Tre-bio» jedenfalls scheute nicht die Mühe — und er-wies dem Leser die Suche der weltweiten Nachrichtenverbreitung, der — sofern wir nun den Mund nicht etwas voll nehmen — Aufklärung und des Fortschritts, der Sache des guten Willens durch die Vermittlung des Wortes schliesslich auch, eine tiefe Reverenz, — und klebte an die 7000 Titelpunkte aller zur existierenden Zeitungen und Zeitschriften kreuz und quer, neben und übereinander, doch so, dass immer der Titel lesbar bleibt, an die Wände bis ins Glas der schönen Spiegel hinein. Ein an-rend faszinierendes, in der Dauer dieser Faszina-tion uns allerdings auch leicht verwirrendes Puzzle-spiel, das seinen ganz besonderen Reiz hat! Alle sind vertreten, die Tages- und Wochen-, die Lokaltätler kleinsten Ausmasses und nicht just weltumwälzender Bedeutung, ins Grosse hinaus be-trachtet, die Weeklies, die Monthlies, Hebdoma-daires, die Illustrierten und Fach-Organen... In der Farbe ihres Titelblattes sehen wir sie, in der Schrift ihres schon seit Jahrzehnten, ja zum Teil garzen und halben Jahrhunderten gegebenen Na-mens, sei dies nun in einer fetten oder halbfetten Antiqua, 5, 6 oder mehr Cicero, sei's in Latina oder in Kursiv, in Tango, Epoche oder in Bodoni-Anti-qua... Nun, da wir zufällig Journalisten sind und von dieser von Papyrus und Druckerschwärze erfüllten Luft eigentlich etwas verschont sein möch-ten, wollen wir uns zuerst etwas reserviert verhalten; aber es geht nicht, wir suchen uns schon un-sere Getreuen heraus, wir fänden, wie finden, wir kugeln uns vor Lachen über die offenbar unwill-kürlich geschehene Verbrüderung, die sich da zwi-

Politisches und anderes

370 Millionen mehr Bundesinnahmen als 1953

Die Fiskaleinnahmen des Bundes erreichten im Jahre 1954 einen noch nie verzeichneten Ertrag. Sie belaufen sich auf 1,967 Milliarden gegenüber 1,598 Milliarden im Jahre 1953 und übersteigen die Budgetierung für 1954 um 285,9 Millionen, das heisst um 17 Prozent.

Britisch-schweizerisches Handelsabkommen

Vergangene Woche ist in London der Abschluss des einjährigen Handelsabkommens zwischen der Schweiz und Grossbritannien erfolgt. Das Abkom-men setzt die beidseitigen Importquoten fest, die un-gleich den bisherigen entsprechen.

Kabinetts-Mendes-France gestürzt

Die französische Nationalversammlung hat am frü-hen Samstagmorgen die Regierung des Ministerprä-sidenten Pierre Mendes-France nach einer Amtszeit von 7 Monaten und 17 Tagen gestürzt, indem sie mit 119 gegen 273 Stimmen seiner Vorfriedspolitik das Vertrauen verweigerte. Mit der Bildung der neuen Regierung wurde der ehemalige Ministerprä-sident Antoine Pinay beauftragt.

Abgabe Pekings an die Sicherheitsrat

Im Sekretariat der Vereinigten Nationen traf die Antwort Pekings ein auf die Einladung zur Teil-nahme an einer Tagung des Sicherheitsrates, die sich mit der Formosa-Frage befassen soll. Peking ist ge-willt nur dann einen Vertreter an die Beratungen zu entsenden, wenn der Vertreter Tschang Kal-sheks vorher ausgenossen wird und die russische Resolution zur Beratung gelangt.

Evakuierung der Tachen-Inseln

Präsident Eisenhower gab der amerikanischen 7. Flotte Befehl, die Evakuierung der nationalchinesi-schen Streitkräfte und Zivilpersonen von den Tachen-Inseln zu schützen. Die Evakuierung dieser In-seln dürfte 6 bis 14 Tage beanspruchen.

Sturz Malenkovs

Malenkov hat seinen Rücktritt als Ministerprä-sident erklärt. Als Grund für diesen Rücktritt wurde seine Erfahrung in der Regierungsführung an-gegeben. — Nachfolger Malenkovs in der Minister-präsidenschaft wird Marschall Nikolai Bulganin.

Russischer Vorschlag einer Formosa-Konferenz

Wie vergangenen Dienstag aus Kreisen der Com-monwealth-Konferenz bekannt wurde, hat die So-wjetunion die Einberufung einer internationalen Konferenz zur Behandlung der Formosa-Krise vor-geschlagen. — Diese Konferenz würde nicht im Rah-men der Vereinigten Nationen stattfinden, da das kommunistische China die Einladung an einer De-batte im Sicherheitsrat teilzunehmen, abgelehnt hat. Die Premierminister der Commonwealth befassen sich gegenwärtig mit dem sowjetischen Vorschlag.

Ergebnisloser Abschluss der arabischen Konferenz in Kairo

Die Konferenz der arabischen Ministerpräsidenten ist am vergangenen Sonntag nach 15 Tagen ergeb-nislos zu Ende gegangen. Der Streit ging um den türkisch-irakischen Pakt. — Der ägyptische Mini-sterpräsident Nasser erklärte, Ägypten werde aus dem kollektiven Sicherheitspakt der Liga austreten, sobald der irakisch-türkische Pakt unterzeichnet werde.

Rücktritt von Minister Paul Rüeeggler als Präsident des IKRK

Minister Paul Rüeeggler hat seinen Rücktritt als Vorsitzender des Internationalen Komitees vom Ro-ten Kreuz bekanntgegeben. Als Nachfolger hat das IKRK Leopold Boissier, früherer Generalsekretär der Interparlamentarischen Union, gewählt.

Swissair über der 100-Millionen-Grenze

Der Umsatz der Swissair überschritt im Jahre 1954 erstmals in der Geschichte des Unternehmens die 100-Millionen-Ziffer und erreichte nahezu 111 Mil-lionen Franken. Verglichen mit 1953 entspricht dies einer Zunahme von rund 35,5 Prozent. Zum ersten-mal überstieg die Zahl der auf allen Teilstrecken des mehr als 50 000 Kilometer langen Streckennetzes beförderten Passagiere die halbe Million.

Zweimal Nein zum kirchlichen Frauenstimmrecht in Romanshorn

Die Stimmbürger der evangelischen Kirchege-meinde Romanshorn-Salsach hatten vergangenen Sonntag abzustimmen, ob das aktive und passive Stimmrecht einzuführen sei und ob im Falle der Ablehnung des ersten Vorschlags noch das passive Wahlrecht Geltung haben soll. Der Entscheid fiel in beiden Vorlagen abschlägig aus! cf

Abgeschlossen Dienstag, 8. Februar 1955.

ben. Deshalb darf man nochmals die Frage stel-len: Wenn man Blumen schenkt und damit so viel Freude bereitet; warum nicht Schweizer Blumen?

Schweiz. Ursprungszeichen — Pressedienst

dorsetzt und leidenschaftlich glaubend um die Ver-ständigung zwischen den Völkern, über die Grenzen hin, tapferen Worts sich immer wieder müht.

Nicht nur prägen sich uns dieses reiche Leben, dieses gerundet reife künstlerische Schaffen, die Persönlichkeit der Dichterin, es prägen sich uns auch manche von hoher Warte aus und doch so le-bens- und menschennah zu uns gesprochene Senten-zen aus der Tiefe und Weite des erwähnten Werkes für immer aufrufend und überaus verpflichtend ein. Unser heute sicher in Namen vieler Leserinnen der Verehrten zukommendes Wort heisst dann auch: Dank, Dank und noch einmal Dank! —

Betty Knobel

Dove si mangia bene...

«Locale caratteristico... dove si mangia be-ne...», empfiehlt sich das Ristorante an der Via delle Belle Donne, der Strasse der schönen Frauen, in Firenze. Es ist ein mit Feuchtigkeit und Nebel saft verhängter grauer Tag im späten Herbst, und nach den vielen Tagen genossener toskanischer Sonne und Wärme, ihrer Farben und Stimmungen, der nur ihr innewohnenden Atmosphäre, nimmt man gerne noch ein wenig in Firenze Aufenthalt. Wir haben eine stundenlange Reise dritter Klasse mit allen uns dabei zuteil werdenden wundersamen Begegnungen mit wiederum sehr wunderschönen Menschen hinter uns, und, reichlich satt und hungrig, beschliessen wir, es mit dem Locale ca-ratteristico zu versuchen und einen guten pranzo zu verzehren.

Wir betreten einen jener schlauchähnlichen

Schildwach, merk auf!

Wir sind Maria Fierz für ihren Artikel «Ein notwendiger Kampf» zu grossem Dank verpflichtet. Wir älteren Frauen glauben, die uns vorangegangene Generation habe den Kampf gegen die sogenannte Reglementierung siegreich und endgültig durchgeführt. War nicht 1925 in Genf als letztem Ort die Schliessung der «öffentlichen Häuser» erfolgt und damit eine Absage an die Prostitution als staatlich anerkannten Erwerbsberuf gegeben worden? Hat nicht das Schweizerische Strafrechtsgesetz vom Jahre 1937 Kuppelerei und Führung von Bordellen unter Strafe gestellt? Und heute schon ist eine Gegenbewegung spürbar, weil die Sittenlosigkeit zunimmt und die Behörden ihr hilflos gegenüberstehen. Vielleicht versagen aber nicht nur die Behörden, sondern auch wir Frauen, die wir glauben, nach errungenem Sieg die Hände in den Schoß legen zu dürfen. Vor nicht langer Zeit wurde vor dem Strafgericht in Lausanne eine Sache behandelt, die blitzartig aufzeigte, wohin wir steuern, wenn wir unser Wächtertum vernachlässigen.

Die Polizei hatte Grund zur Annahme, dass in einem Institut die betäubte Schönheitspflege in sehr extensivem Sinne betrieben werde. Ein Besuch des Institutes durch die Polizei bestätigte diese Annahme und führte zu seiner Schliessung. So kam es, dass die Inhaberin des Geschäftes, Frau B., sich vor Gericht zu verantworten hatte. Ausser ihr waren noch zwei Personen angeklagt worden, der concierge des Hauses, in dem das Geschäft war, weil er die Inhaberin telephonisch benachrichtigt hatte, dass «offizieller» Besuch sich auf dem Weg zu ihr im Treppenhause befinde, und ein Freund der Frau B., der Dokumente der Rechnungsführung vernichtet hatte, damit die Namen der männlichen Kunden des Instituts der betäubten nicht bekannt würden. Diese letzteren gehörten nämlich der «catégorie des gens bien», sagen wir der «besseren Gesellschaft» an.

Frau B. stellte ihren Kunden mehrere Räume ihrer Wohnung zur Verfügung. Meist benachrichtigte sie telephonisch die Kundinnen, wenn ihre Gegenwart im Institut erwünscht war. Aber es gab auch einige unter ihren «couples», die Zimmer zu regelmässigen Zeiten belegt hatten. Dieser Sektor ihres Instituts brachte Frau B. monatlich ca. tausend Franken ein.

Der Zeitungsbericht meldet, Frau B. habe vor Gericht einen ausserordentlich günstigen Eindruck gemacht. Nicht nur sei ihre Kleidung von dezentem Eleganz gewesen; sie habe sich auch sehr taktvoll benommen und erklärt, sie sei sehr wählerisch in bezug auf ihre Klienten gewesen. Eine Reihe von Zeugen passierten Revue; alle lobten die ausgezeichneten Eigenschaften der Angeklagten, vor allem ihren Takt und ihre Verschwiegenheit, aber auch ihre Gefälligkeit, ihre Freigebigkeit, ihre Gutherzigkeit, ihre Pünktlichkeit und ihre Ordnungsliebe. Unter den Zeugen waren auch ihre Klientinnen; Frau B. hatte sich offenbar nicht gescheut, deren Namen preisgeben, während sie sich mit Festigkeit weigerte, ihre männlichen Kunden zu nennen.

Am aufschlussreichsten ist die Anklagerede des Substituts des Staatsanwaltes; sie hat etwas Jungendliches in ihrer Aufrichtigkeit. Er anerkennt, dass die Prostitution ein Problem sei wie die Abtreibung. Er fragt sich aber, ob die erstere nicht die widernatürliche Unzucht fördere und ob es nicht richtiger wäre, sie unter ärztlicher Aufsicht zu dulden. Die männlichen Kunden seien bei den Verhandlungen nicht anwesend. Darüber dürfe man sich nicht wundern; denn das Gericht könne sie strafrechtlich nicht belangend, wenn sie auch sicherlich eine gewisse moralische Verantwortung trügen. Der Ankläger beantragte für

Frau B. ein Jahr Gefängnis und 2000 Franken Busse unbedingt, für ihren Freund einen Monat Gefängnis. Der Concierge sei freizusprechen.

Der Verteidiger von Frau B. ist der Ansicht, dass das Geschäft seiner Klientin nicht ein eigentliches Bordell gewesen sei, indem sie von ihren Mädchen und von den Männern um ihre guten Dienste gegangen worden sei, von diesen Männern, die ihr heute «une fière chandelle», eine mächtige Kerze stiften sollten. Gewöhnlich mache sich das Laster in den Bars und in den Auslagen von Kiosks breit. Man sei Frau B. dank schuldig, dass sie so viel Disziplin beobachtet habe. Er sprach mit grosser Wärme und beantragte den bedingten Strafvollzug für seine Klientin; ihr Freund sei freizusprechen.

Das Urteil lautete für Frau B. auf ein Jahr Gefängnis bedingt, 3000 Franken Busse und vier Fünftel der Kosten; die zwei andern Angeklagten wurden freigesprochen, hatten aber einen Teil der Kosten zu übernehmen.

Unsere Leserinnen werden mit uns übereinstimmen, dass das Bild dieser Gerichtsverhandlung, das eine Journalistin uns zeichnet, nicht unbedenklich ist. «Une excellente femme», «Eloge de discrétion» sind Überschriften zweier Abschnitte. Die Angeklagte erscheint im Lichte des Helden eines Gangsterfilms.

1955 — Das Jahr der Konsumenten?

Rr. «Die Geschichte ist eine durch Beispiele lehrende Philosophie», schrieb der Engländer St. John im 18. Jahrhundert. Auch die Wirtschaftsgeschichte ist eine Philosophie, — nur dass man bisher aus ihr selten etwas lernte, jedenfalls nicht mehr als aus der andern, die St. John meinte... Wahrscheinlich ist dies der Grund, warum geschichtliche Wiederholungen so häufig sind. Es ändert sich mit der Zeit die Szenerie, — die Menschen bleiben sich gleich und mit ihnen ihre Fehler.

In den neueren Wirtschaftsgeschichte ist eine Erscheinung vor allem bemerkenswert: die erstaunliche Rolle, die der Produzent seit einigen Jahren in der Wirtschaftspolitik spielt. Vor allem in den Zeiten des Mangels gelangte die wirtschaftliche Bedeutung des Produzenten zu hoher Anerkennung und in der Folge sahen (und sehen noch heute) die Wirtschaftspolitiker ihre wichtigste Aufgabe darin, den Produzenten auf alle erdenkliche Weise zu fördern. Dazu begann der Staat, eine massgebende Funktion im Wirtschaftsleben zu erfüllen und vermachte der Idee von der vorzüglichen Wichtigkeit des Produzenten für den allgemeinen Wohlstand nachhaltig Ausdruck zu geben. Vor zwei Jahrzehnten hat eine eigentliche Aera der Wirtschaftspolitik der Produzenten begonnen.

Unter dem Sinnen nach geeigneten Massnahmen zur Förderung der Produktion wurde allerdings eine Kleinigkeit vergessen: Der Konsument. Was wir heute hinter uns haben ist eine annähernd zwanzigjährige Periode, in der die Wirtschaftspolitik fast ausschliesslich auf die Erhaltung und Förderung der Produktion ausgerichtet war. Während und nach dem Kriege ist eine Unzahl von Gesetzen, Verordnungen und Verfügungen erlassen worden, die dem Produzenten dienen sollen, und bei allen diesen Massnahmen stand man dem Verbraucher nur widerwillig ein doch meist illusorisches Mitspracherecht zu. Diese Entwicklung wurde noch wesentlich gefördert durch die Tatsache, dass die Produzenten ihre Kräfte in einflussreichen Organisationen sammeln konnten, während die Konsumenten eine amorphe Masse blieben, die sich weder in der Presse noch in den Ratssalen Gehör verschaffen konnte.

Die Folgen dieser einseitig auf die Produzenteninteressen ausgerichteten Wirtschaftspolitik sind in

mes. Das verschiedene Mass, das an die Klienten und die Klientinnen des Instituts angelegt wird, springt in die Augen. Wenn der Ankläger nach der Reglementierung ruft, so hätte die Verwirklichung dieses Rufs zu bedeuten, dass von neuem die Frauen, die dem traurigen Metier der Prostitution obliegen, sich einer regelmässigen ärztlichen Kontrolle unterziehen müssten, während ihre Partner unbelästigt bleiben würden. Gerade aber dafür, dass dies nicht sein dürfe, dafür haben tapfer Männer und Frauen zu Beginn unseres Jahrhunderts gekämpft.

Frau Pfarrer Zellweger nannte 1913 in ihrem Bericht über den Basler Frauenverein einige Punkte, «wo wir Frauen gerne Fortschritte erzielen würden». Punkt 6 lautet: «Wir würden kein Mädchen in später Nacht von der Seite des Mannes zur Zwangsuntersuchung fortführen, sondern den Mann auch mitnehmen. Will man das nicht, so würden wir auch das Mädchen nicht behelligen. Das jetzige Verfahren erweist den Schein eines hygienischen Schutzes und ist doch als solcher wertlos.»

Die Schweizer Frauen haben von den Pionieren im Kampfe um die gleiche Moral für beide Geschlechter ein Erbe übernommen, das keineswegs gesicherter Besitz ist. Sie müssen diesem Gebiet erneut ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden, wenn sie vor den mutigen Vorkämpfern bestehen wollen.

G. Gerhard

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Mitteilungen der Kommission für Wirtschaftsfragen

Das Problem der Fleischpreise

Die Kommission für Wirtschaftsfragen des Bundes Schweizerischer Frauenvereine widmet dem Problem der Fleischpreiserhöhung alle Aufmerksamkeit. Eine Delegation von 3 Mitgliedern hatte Gelegenheit, sich in der Gegenwart von Vertretern der Produzenten und der Metzgerschaft beim Chef der Eidgenössischen Preiskontrollstelle auszuspähen. Die Metzger sagten, dass die billigen Fleischstücke nur mit Mühe abgesetzt werden können, was zur Folge hat, dass sich die Nachfrage auf die Stücke erster Qualität konzentriert und die Preise derselben steigen. Die Vertreter der Konsumenten stellten fest, dass die Preise häufig übersteigt sind. Die Preise werden vielerorts nicht gut sichtbar gebracht, so dass es den Hausfrauen nicht möglich ist, sich über die billigen Fleischstücke zu orientieren. Ferner wurde die Frage der Knochenbeigabe, der schlechten Präsentation, der saisonbedingten Knappheit einzelner Fleischsorten besprochen.

Das Volkswirtschaftsdepartement hat die Eidg. Preiskontrollkommission beauftragt, unverzüglich die Frage der Erhöhung der Lebenskosten zu studieren mit besonderer Berücksichtigung der Fleischpreise. Eine diesbezügliche Sitzung wird Anfang Februar stattfinden.

Die Kommission für Wirtschaftsfragen des Bundes Schweizerischer Frauenvereine erwartet nun das Resultat dieses Meinungsaustausches zwischen den Vertretern der grossen Wirtschaftsorganisationen. Sie wird nichts unterlassen, um bei einer Lösung dieses für unsere Haushaltungen ausserordentlich wichtigen Problems mitzuhelfen. Extreme Handlungen der Käuferschaft würde sie bedauern, solange die Möglichkeit besteht, durch Verhandlungen zwischen den verschiedenen Interessengruppen eine befriedigende Lösung zu finden. E.C.

Prämien und Gutscheine

Einige Suppenfabriken geben bekannt, dass sie auf die Herausgabe von Prämien und Gutscheinen verzichten wollen. In dieser Beziehung wurde so viel Missbrauch getrieben, dass man sich der Gefahren dieses Verfahrens bewusst wurde, welches letzten Endes den Preis der Ware verteuert. Es liegt sicher im Interesse der Konsumenten, die Abschaffung der Prämien und Gutscheine aller Art zu verlangen. Diese bedeuten eine Mehrarbeit für den Händler, verursachen denjenigen Käufern Verluste, die weder Zeit noch Geduld haben, alle diese Gutscheine zu sammeln; ausserdem verteuern sie den Fabrikationspreis. Diese drei Faktoren sind schliesslich eine Form der Verschwendung von Zeit und Geld. Die grosse Mehrheit der Hausfrauen werden nach gründlicher Überlegung sicher eine Preissenkung diesem Prämiensystem vorziehen.

Es wäre äusserst wünschenswert, wenn alle Fabriken, die bis jetzt Prämien und Gutscheine herausgegeben haben, sich bereit erklären würden, stattdessen den Preis der Ware entsprechend herabzusetzen. Auf diese Weise kommt allen Konsumenten eine Vergünstigung zugute. Da heute der Lebenskostenindex äusserst hoch ist, würde die kleinste Preissenkung schon Anerkennung finden. Wir gratulieren denen, die den Mut hatten, mit dem guten Beispiel voranzugehen und hoffen, dass andere demselben folgen werden. E.C.

waffneten Knaben stellten sich in einem Kreis auf, in einiger Entfernung von einer Vertiefung. Nun mussten die teilnehmenden Spieler ein Klötzchen, einen Knochen, eine Kugel oder einen Stein in das Loch treiben, dabei suchte jeder zu verhindern, dass dies ein Partner tun konnte. Auch im Schwimmen — das vielerorts damals verboten war — scheinen sich die Buben aus Zürich geübt zu haben, und wenn ihnen auch Korkgürtel oder Gummireifen und Autopneus fehlten, auf denen sie durchs Wasser reiten konnten ohne unterzugehen, so behielten sie sich eben mit aufblasbaren Säblaturn. Windrädchen, wie wir sie noch heute in bunter Fülle auf Kilben und Jahrmärkten antreffen, die aber sonst fast ganz ausser Mode gekommen sind. Diese anno dazumal ein gutes Mittel, um laufmüde Kinder zum Rennen anzuspornen und der unterleibliche Papierdrache gehörte gleichfalls in das urwige Repertoire kindlicher Vergnügen. Ein fast ausgestorbener Fangenspiel, das nur da und dort noch auf dem Lande betrieben wird, das Gyrenspiel (Gyr von Hühnerhahnen) abgeleitet, zeigt eine wachsame Glücke, die ihre Kücken betreten muss, damit keines aus ihrem Kreis geraubt werden kann. Dass im damals bereits reformierten Zürich aller Fastnachtsgeist nicht ausgestorben war, beweist ein anderes Helgelein von Meyer, auf der eine Maskengestalt wie ein schreckhafter Pan Kinder zur Flucht zwingt, und dass im Kreis solcher Spiele das altschweizerische Armbrustschieszen nicht fehlen durfte, das versteht sich ja beinahe von selbst.

Beim Betrachten dieser vergilbten anmutigen Helgelein taucht die Frage auf, wie alt alle diese Spiele denn seien. Wir müssen antworten, so alt wie die Kulturgeschichte der Menschheit zurückreicht. In seinen ästhetischen Briefen sprach Friedrich Schiller, dass sich bei allen wilden Völkern, welche der Sklaverei tierischen Ursprünge entsprungene seien, der Eintritt in die Menschheit durch Freude am Schein, der Neigung zu Putz und Spiel verkünde, denn der Mensch spiele nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch sei, und er sei nur da ganz Mensch, wo er spiele. Auch das körperliche Schönheitsspiel glaubte Schiller auf diesem Wege zu finden, nicht

ben im alten Zürich in lebendiger Art und Weise entgegen. Da diese Neujaarsblätter vorab an die Jugend verteilt wurden, liegt es nah, dass sich Conrad Meyer mit dem Treiben der Kinder näher beschäftigte, und ist es nicht abwegig, dass er in seinem Büchlein eben die damals üblichen Spiele mit Stift und Griffel festhielt. Zu einer Zeit, da es in den spärlichen Schulen noch keinen Gymnastikunterricht und keine Möglichkeiten der körperlichen Erleichterung im Rahmen der Schulanstalten gab, waren die freien Bewegungsspiele doppelt wichtig. Hinaus aus den engen Häuserschluchten in die frische Luft und Gottes freie Natur, vor die Tore der Stadt, führten diese Spiele die Buben und Maitli. Sowohl natürliche Instinktspiele: das Fangen und Verstecken, wie die Initiationspiele mit Geräten sind hier dargestellt. Obwohl der Rat von Zürich 1608 und 1609 durch Mandate das Märmeln, das «Klucker» (den gätter) unter Androhung von Strafe verboten wollte und bestimmte «es soll niemand keine Klucker mehr feilhaben», nahm sich Meyer in einem seiner sechszwanzig Büchlein liebevoll dieses uralten Kugelspiels an. Auch der Kreisel, ein Spielzeug, das schon in Homers «Ilias» im Jahre 800 vor Christus erwähnt wurde und auf griechischen Vasenbildern dargestellt ist, der zürcherische Hurrlubeb, Habergesig, Surri oder Trodel — der leider heute fast ganz von den Gassen und Spielplätzen verschwunden ist — zeigte Meyer in einem Bildchen. Auf einem andern Helgen ist ein stolzer Stelzenläufer verewigt mit der wunderbaren Gleichgewichtsübung, die heutzutage gleichfalls nur noch selten geübt wird. Im Hintergrund tummelt sich Zürch's Jugend auf dem Eis, im Schrittschuhfahren (wie man damals das Schlittschuhlaufen nannte) und im Schleifen. Das schon vor Jahrtausenden geübte Reifreiten, das wie das Steckenpferdchenreiten schon den alten Griechen bekannt war, das Seilgymnastik (noch heute tägliches Training des Boxers), Kopfstand und das beliebte Böckelgymnastik sind in den «entzückenden Kinderspielen» wiedergegeben. Ein hockey- oder auch golfähnliches Spiel des alten Zürches, das Haudum, das schon früher im Bilde festgehalten worden ist, durfte in der Meyer'schen Serie nicht fehlen. Die mit einem Stock be-

Schweizerische Studiengruppe für Konsumentenfragen

Ueber das erste Kinderbuch der Schweiz

Das erste und älteste Kinderbuch der Schweiz ist ein Helgenbuch, das 1657 in Zürich erschien und sich mit den Bewegungsspielen der Buben und Mädchen im 17. Jahrhundert befasst. Verfasser und Zeichner dieses schmuckten Kupferstichbüchleins «Sechs und zwanzig künstliche Kinderspiele» war der bekannte Zürcher Künstler Conrad Meyer, der am Rüdenplatz wohnte, und die Tradition der alten Zürcher Graphiker fortsetzte, indem er für verschiedene Zünfte Neujaarsblätter entwarf. Kupferstich schuf, die heute gesuchte Objekte für Sammler darstellen. Auf diesen Bildern tritt uns das Le-

ben nicht mehr Analphabeten und daher Leser und Leserinnen von Zeitungen sind? BWK

Irmgard Mannheimer - v. Faber du Faur † In Rüslikon ist Ende Januar diese feine Schriftstellerin einer sehr schweren, rasch verlaufenden Krankheit erlegen. Die Werke dieser feinen Frau zeichneten sich durch eine ganz besondere Seelenhaftigkeit aus, sie besaß eine ausgesprochene Einfühlungsvermögen, besonders auch in die Seelenwelt des Kindes, welche sie reizende Kinderbücher und Märchen schaffen liess. Wie sehr diese auch bei den Erziehern verstanden und geschätzt wurden, beweist der Ausruf einer Lehrerin: «Wer soll nun unsere Kinder den Geschichten schreihen.»

Irmgard Mannheimer-von Faber du Faur war eine tief religiöse Natur ohne dabei je in den Grenzen konfessioneller Bedingtheit sich gefangen nehmen zu lassen. Ihre Erzählungen, ihre religiösen Spiele, von denen «das Spiel von der Kirche», letztes Jahr am evangelischen Kirchentag aufgeführt wurde, das Zürcher Silvesterbüchlein, sie alle zeugen von jener grossen, allen umfassenden Liebe Gottes, deren Botin zu sein die Richtschnur ihres Lebens, ihrer Kunst war. Auch ihr Roman «Michaela» zeugt von diesem Geist.

In früheren Jahren hat sie öfters auch an unserem Blatt mitgearbeitet und wir werden ihres Wirkens und ihres grossen Könnens stets dankbar gedenken. EL. St.

in ZÜRICH
Hotel Augustinerhof
St. Peterstr. 9 Nähe Bahnhofstr. / Paradeplatz
Tel. (0051) 25 77 52

in DAVOS-PLATZ
2 Min. v. Bahnhof
Tel. (0081) 3 60 21
Hotel Rätia
GEPFLEGE ALKOHOLFREIE
HOTEL-RESTAURANTS
An zentraler Lage
Gut eingerichtete Zimmer und behagliche
Aufenthaltsräume, Jahresbetrieb
Leitung: Schweizer Verband Volkshäuser

rauscht uns so vertraut der ganze schweizerische Bletterwald, wir begreifen unseren Illustrierten; sehen hier ferner «In freien Stunden», den «Familienfreund», und auf einmal — während wir uns aber schon genüsslicher den ausgezeichneten Ristoto, das zarte Schnitzel zu Gemüte führen, gewahren wir neben einem etwas aufdringlichen «Tifone» und einem ähnlichen Bittlein «Modernes Wohnen» — den wohlvertrauten Garmond-Titel unseres Schweizer Frauenblattes. — Bravo, Signore Scarpe! — Der kleine Angelo ist höchst verwundert über mein Entzücken, begriff es nicht. Ob er denn keine Zeitungen lese, frage ich ihn. «Giornali... no signora, libri, si... voglio studiare... io!» Heiss glüht der Fanatismus in den grossen Augen des Knaben, der schon sein Geld für das Studium verdient, und die Art und Weise, mit der er seinen Kopf hebt, in unnachahmlich stolzer Gebärde, lässt ahnen, dass er das Ziel, das er sich steckt, erreichen wird.

Aber, es hat nun eben auch eine Zeitung wie das Schweizer Frauenblatt seine Stimme, seinen Ton, seine Farbe, seine ganz besondere Mission im fast babylonisch anmutenden sprachlichen und andern Wirrwarr der Zeitungen aller Welt. Können wir wissen, ob nicht fern in Asien, in Zentralamerika, in Alaska, bei den Gegenfüßlern im australischen Busch, jemand auf dem Tisch einer dort lebenden Schweizerin diese Zeitung entfällt und sich für den Inhalt interessiert? Und was glaubt ihr, werden sie sagen, wenn sie zum Beispiel lesen, dass wir bei uns noch immer im Kampf um die Gleichberechtigung der Frau befangen sind, in einer Weise, die bald einzig dastehet über alle Länder hin, wo Menschen



Psychologie in Frage und Antwort

Frage: Ist es möglich, dass mein Kind, ein etwas zarter Junge von 8 Jahren, immer dann Halsweh bekommt, wenn ich mit meinem Mann eine kleine oder längere Reise unternehmen will? Meine Schwester behauptet das. Tatsächlich ist es auffallend, dass der Junge jeweils erkrankt, wenn ich die Koffer packe. Aber das kann doch nicht sein, dass er extra leidend wird, um mich an der Reise zu hindern.

Antwort: Es kann eben sehr wohl so sein, wird so sein. Nicht dass das Kind «extra», das heisst bewusst versucht, krank zu werden, aber sein Wunsch, Sie stetsfort in seiner Nähe zu haben, ist so stark, dass er genügt, um eine Halsentzündung dann auszulösen, wenn diese ihm dazu dienen kann.

Sie an der Reise zu hindern. Es wird Ihnen auch aufgefallen sein, dass sich die leichte Unpässlichkeit sofort verflüchtigt, so wie der Junge seinen Zweck erreicht hat: Sie sind bei ihm geblieben. Nun werden Sie fragen, was dagegen zu tun wäre. Versuchen Sie einmal, trotz der Halsschmerzen des Kindes mit Ihrem Mann zu verreisen, bringen Sie es über sich, nicht alle paar Stunden nach Hause zu telefonieren, um zu erfahren, wie es dem Herzblatt geht. Es wird ihm rasch besser gehen. Hingegen sollten Sie das Kind zu einem Spezialisten bringen, damit er untersucht, ob die Mandeln nicht chronisch vergrößert sind, so dass es eben nur eines Anstosses bedarf, um zur Erkrankung zu führen. Unter Umständen wird eine Entfernung der Mandeln nötig sein.

T. T.

Im alten Rom mit seinen Gladiatorenkämpfen, sondern im antiken Griechenland, wo sich die Jugend selbst in körperlichen Kräften mass, sind die schönsten Bildwerke menschlicher Körper geschaffen worden. In gewissem Sinne trifft dies auch für die alte Eidgenossenschaft zu. Man betrachte einmal die prächtige Haltung der Krieger als Brunnenfiguren in Bern, Schaffhausen, Basel und Zürich, oder man sehe sich die Scheibenrisse eines Urs Graf und Hans Holbein mit den Landsknechtgestal-

ten an, die durch körperliche Übungen schon in frühester Jugend — eben wie im Zürich des 17. Jahrhunderts als Meyer die Bilder für sein Bühnlein zeichnete — zu aufrechten, muskulösen, herkulischen Gestalten heranwuchsen. Gerade die «nichtigen Kinderspiele» dienen dazu, dass wer ein Meister werden will, sich beizeiten übe und in diesem Sinne hat das Helgenbühnlein Conrad Meyers auch nach dreihundert Jahren seine Aktualität nicht eingebüsst.

F. K. Mathys

Nährisches aus aller Welt

Fasnacht, Fasching, Karneval und Mummenschanz

Schon die Götter Homers lächelten verstehend zu den eleusischen Mysterien, den Bacchanalien, Saturnalen und Lupercalien, in denen sinnliches Begehren und übersinnliches Suchen in sonderbarer Glut verschmolz. Als der Eine kam, der die schier unzählige Schar von Göttern von ihren Thronen stürzte, änderten sich wohl Form und Namen, aber das Wesen dieser Feste des Losgelassenseins und Sichtenfesseltums blieb bestehen und war nicht auslöschen. So ist der Geist der christlichen Fasnacht nichts anderes als der Geist, der sich etwa in den antiken Ceresmysterien austobte.

In Rom war es der Statthalter Christi selber, der den römischen Karneval sozusagen in seinen Grundzügen erschuf. Freilich Papst Paul II., der im Jahre 1466 den Karneval der ewigen Stadt organisierte, leitete nur einen heftigen Drang des Volkes in bestimmte Bahnen, weil er sich sonst eigene Wege gesucht hätte. Das Wort Fasnacht ist allerdings schon um 600 nach Christus geprägt worden, als Papst Gregor I. den Aschermittwoch als Anfang der vierzigstägigen Fast festlegte. Daher ist Fasnacht die Nacht, in der das Narrentreiben seine Kulmination erreicht und zugleich der schier grenzenlosen Lustbarkeit ein Ende setzt. Eine Blütezeit wies der Karneval zweifelsohne in der Renaissance auf, vorab in den grossen italienischen Städten Rom und Venedig. Zahllose Maler haben das überschäumende Karnevalstreiben jener Epoche in Bildern festgehalten. Ueber den römischen Fasching im Rokoko besitzen wir jene klassische Schilderung aus Goethes Hand. In minutiös skizziertem Bild hielt Goethe alles Charakteristische des römischen Karnevals fest, das sich zwischen der Piazza del Popolo und dem Venezianischen Palaste abspielte, den Corso der geschmückten Wagen fin-

den wir ebensogut erwähnt wie die einzelnen Maskierungen, den Pulcinell, den Advokaten, Quaquerr, Shirren, sowie das Wettrennen der Berberirose und die Hauptattraktion, den märchenhaften Abend des Mocoli mit seinen Lichterproressionen.

Doch so verschieden die Bräuche allerorten sind, so ist auch der Beginn des Mummenschanzes sehr unterschiedlich. In vielen katholischen Gegenden beginnt die Fasnachtszeit am Montag nach dem Dreikönigstag und endet am Dienstag vor Aschermittwoch. Natürlich werden die Festlichkeiten nur an bestimmten Tagen abgehalten, etwa den drei Donnerstagen vor Estomihl, dann am Montag nach der Herrenfasnacht (so genannt nach der Fasnacht der Geistlichen, die früher begann). Aus diesem Montag wurde bei uns der Gildmontag — abgeleitet von geuden = schlemmen. Der Tag der «alten Fasnacht» ist der Sonntag von Invocavit, und am darauffolgenden Montag haben Basel, Payer und Moudon ihr grosses Fasnachtstreiben. Hier wollte man offenbar nach der Reformation dokumentieren, dass man mit der Fasnacht aller Provinzen nichts mehr zu tun haben wollte. Berühmt sind die Faschingstage in Süddeutschland, so der Rosenmontag von Köln, Düsseldorf und Mainz, an denen sich das ganze Volk beteiligt. München feiert ebenfalls wochenlang seinen Fasching, dessen Höhepunkt in der guten alten Zeit der bal paré war. Von den Städten des Südens sind immer noch Rom und Venedig — wenn auch bescheidener als einst — und neuerdings Nizza, wo Prinz Karneval sein Szepter führt. Glanzseiten erlebte einst der Karneval von Paris während des zweiten Kaiserreiches, während er heute bedeutungslos geworden ist. Hingegen ist in Madrid und Barcelona, dann aber auch in Brüssel noch heute der traditionelle

Karneval en vogue. Manche interessanten und lustigen Bräuche haben sich auch an kleinen Orten erhalten und zu den berühmtesten Fasnachtsanlässen der Schweiz gehören jene von Basel mit dem Vieruhrmorgestreich, Luzern mit dem Umzug von Vater Frischli, Herisau mit dem Leichenumzug des Gideo Hosenstoss, die Gropenfasnacht zu Ermatingen, der Risottoschmaus von Ascona, die Roetscheggen mit den schrecklichen Masken im Lötschental, die bündnerischen Lärmumgänge des Calanda marz, das Klausenlaufen im st. gallischen Murg, das Räggen und Hafentöggeln im Glarnerland, alte Vegetationsriten, deren einer eben auch einst die Fastnacht darstellte, denn auch das Konfettiwergen ist zum Beispiel ein Ueberbleibsel eines alten Fruchtbarkeitszaubers, des Werfens mit Heublen oder Samenkörnern. Heute ist der ursprüngliche Sinn des vielseitigen Narrentreibens zwar nichts anderes mehr als eine Bejahung der frohen Geister, der überschäumenden Lebensfreude, ein nützliches Ventil nach harten Arbeits-Alltagen des Jahres.

H. H. B.

Veranstaltungen

Zürich: Zürcher Frauenzentrale: Jahresversammlung Mittwoch, den 16. Februar 1955, 14.30 Uhr, Zunfthaus zum Rüden, Limmatquai 42. Zürich 1. Traktanden, 1. Protokoll; 2. Jahresbericht; 3. Jahresrechnung und Revisorenbericht; 4. Verschiedenes. Teepause (Konsumation nach Belieben). 5. Fräulein Dr. h. c. von Meyenburg erzählt aus den Gründungsjahren der ZF. 6. Film und Lichtbilder vom Internationalen Frauenkongress in Helsinki. — **Anmeldung bis 15. Februar an unser Sekretariat.**

RadioSENDUNGEN

vom 13. bis 19. Februar 1955
sr. Montag, 14. Februar, 14.00: Notizen und probiers. Haarpflege zu Hause — Ein Coiffeur gibt Auskunft. Mittwoch, 16. Februar, 14.00: Frauengestalten aus der neueren Schweizer Literatur. — Donnerstag, 17. Februar, 21.50: Frauen und ihre Welt. 1. Feste, Freude, Frohsinn; 2. Was mer so erlährt. — Freitag, 18. Februar, 14.00: Die halbe Stunde der Frau. 1. Bevor der Arzt kommt; 2. Kinder asiatischer Mütter. — Samstag, 19. Februar, 17.30: Die halbe Stunde der berufstätigen Frau.

Bieri Möbel
seit 1912 gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN/Bern

Filiale:
Interlaken
Jungfraustr. 38

BÜNDNER FRAUENSCHULE CHUR

Ausbildungskurs für Haushaltungslehrerinnen

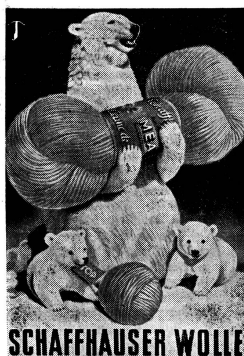
Beginn Mitte April 1955 Dauer 1½ Jahre
Auskünfte über Vorbildung und Kursprogramm erteilt die Vorsteherin der
Bündner Frauenschule, Chur
Leestrasse 20

Zürich Institut Minerva

Handelschule Vorbereitung:
Arztgehilfenschule Maturität ETH

Glarner Birnenbrot

echt (ohne Teigeinlage)
zu Fr. 1.90 und Fr. 3.60
Immer frisch erhältlich bei
R. Gänsslen, Delikatessen
Limmatquai 52, unter den Bögen
Zürich 1



25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine
Kaffee-Spezial mit dem
Spez. Gipfel in der
Gipfelstube - Marktgasse 18 - Zürich

Alkoholfreie Gaststätten
laden Sie ein

KIPFER-GFELLERS
«Chüechli»
Urnlastrasse 16, Zürich
Die Café- und Lunchstube im Zentrum

Täglich 8 Menüs zu
2.10 2.30 2.60 3.- 3.80
Kaffee und Patisserie — prima!

CAFE APOLLO BAR
MIT DEM BERÜHMTE KAFFEE FÜR KENNER
Zürich, am Stauffacher, im Hause Kino Apollo

Tea Room **CLARIDA, Meggen**
Tel. (041) 72 12 87 bei Luzern
bestens geeignet für Vereine und
Schulen mit Autocars
Herrliches Alpenpanorama
mit Wetterhorn und Jungfrau-Gruppen
Tel. Anmeldung erwünscht.



PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILU



Aktiengesellschaft SADEC RÜTI/ZH

J. Leutert Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Der empfindliche Magen braucht
reines Pflanzenfett
»Schweizer Perle«

Ein Kochfett
la
das nicht enttäuscht
SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Guets Brot
Feini Guetzli
Zürich

Hauptgeschäft Seefeldstrasse 119, Telefon 24 77 61
Tea Room Suvretta, Bahnhofstrasse 61, Telefon 23 34 31
Tea Room, Bahnhofplatz 1, Telefon 27 12 03

Unsere Frauen
trinken ihren Kaffee bei Hiltl im Vegetarischen Restaurant Zürich 1
Sihlstrasse 26/28
Ausgesuchte Menüs nach Dr. Bircher-Benner. Diät- und Rohkostspeisen sorgfältig zubereitet. Eig. Konditorei. Behagliche Räume im Parterre und 1. Stock.

Fabrikneue Kinderkasten- und Kombiwagen
aus Liquidation sehr günstig abzugeben.
E. Schöni AG. Rothrist
Tel. 062/74228 oder 062/73901



Es geht um Ihr Wohlbefinden... verwenden Sie SAIS-Cocos!

- schneeweisses, absolut reines Pflanzenfett
- köstlich fein und bekömmlich... neutral im Geschmack
- ideal für moderne Ernährung und Diät
- zum Schwimmbadenbacken, Kochen, Braten - für alles
- bewährte Qualität - ausgiebig - vorteilhaft

Bekannte Diätköche verwenden und empfehlen SAIS-Cocos!